

Der Kongress und die Zukunft Europas

der wahre Sinn des Kongresses aber war der, dass die Sieger die Beute unter sich verteilen, die sie dem Besiegten abgenommen haben.« Gents hat die skeptische Öffentlichkeit seiner Zeit im Blick, wenn er von den »kleinlichen Wesen, welche die Welt regieren« spricht, und der Wiener Fürstenversammlung vorwirft, sie habe am Ende nicht einen einzigen »Akt höherer Natur, keine große Maßregel für die öffentliche Ordnung oder für das allgemeine Wohl« zustande gebracht. Nein, nach einem Europa im Geist von »Republik«, »Verfassung« und »Freiheit« sahen der Deutsche Bund mit seinen 37 Mitgliedern und das übrige Staatenkonglomerat nicht aus, der Freiherr vom Stein sprach sogar von einer »Farce«.

Der Wiener Kongress besitzt eine »fortschrittliche« historische Bedeutung, das gesteht Zamoyski zu, und dennoch spricht er vom damaligen »Stillstand Europas«. Dass der Kongress dem Frieden auf dem Kontinent eine normativ und institutio-

nell geregelte Ordnung zu geben versuchte, wird ein weit vorauswirkender politischer Imperativ bleiben. Der Kongress hat etwas getan für die Anerkennung der Menschenrechtsfrage, auch die der jüdischen Bevölkerung, und gegen die Sklaverei, er nahm sich der Absicherung des Urheberrechts und der internationalen Schifffahrt an und stellte kodifizierte landständische Verfassungen in Aussicht. Aber unendlich viel ist auch unberücksichtigt geblieben, wenige Jahre nur hielt die beschworene Eintracht der Großmächte, 1830 folgte eine neue Revolutionswelle, der Staatsterror wuchs sich in ganz Europa weiter aus, und das Problem der nationalen Zugehörigkeit wurde wie eh und je mit dem Odium der Rechtlosigkeit belegt. Wien hat eine »groteske Form monarchischer Herrschaft« befestigt, schreibt Zamoyski, aber das »europäische Konzert« sollte auch zum Vorschein eines politisch erneuerten Kontinents werden.

Adam Zamoyski: 1815 – Napoleons Sturz und der Wiener Kongress, C.H. Beck, München 2014, 704 S., 29,95 €.



Harro Zimmermann

war Kulturredakteur bei Radio Bremen und Professor für Literaturwissenschaft an der Universität Bremen. Er arbeitet z. Zt. an einer intellektuellen Biografie Friedrich Sieburgs, die bei Wallstein erscheinen wird.

harro.zimmermann@radiobremen.de

Ulrich Baron

Der neue Grundton der Welt

Familiengeschichten von gestern und heute

Der lange Atem und die diskrete Intimität von Tagebüchern, Autobiografien und Familiengeschichten erscheinen heute fast schon anachronistisch. Aber eigentlich ging es in solchen Werken nie um etwas anderes als um ein Anschreiben gegen die Zeit, den Tod, die eigene Vergänglichkeit. War doch schon das klassische Tagebuch vom Gedan-

ken getragen, dem aktuellen Geschehen und Erleben etwas abzugewinnen, was man nicht unmittelbar mitteilen wollte, dem aber *sub specie aeternitatis* eine Bedeutung zuwachsen konnte, die über den flüchtigen Augenblick der Niederschrift hinauswies.

Wird das autobiografische Schreiben gar zum Lebenswerk, wie in den Romanen

und Essays eines Kenzaburo Oe, oder zu dessen Begleitung, wie in den »Groschenheften« eines Erwin Strittmatter, dann lässt sich daran eine allmähliche Wandlung ablesen. Was als Zeit- und Lebensdokument begonnen wurde, wird mit zunehmendem Alter seines Verfassers zum Zeugnis der Flüchtigkeit, zum Memento mori und damit zu etwas, an das unsere säkulare Gesellschaft sich nicht gerne erinnern lässt.

Eben noch hat der geehrte Nachwuchsautor und aufstrebende Pferdezüchter Erwin Strittmatter 1954 notiert, wie er die auf seinem Hof dringend benötigten Bretter zunächst nicht, dann nach Zücken eines Nationalpreisträger-Ausweises aber umgehend erhalten hatte, da ist es auch schon wieder vorbei mit der DDR und dem eigenen Leben: »Weshalb bin ich traurig, obwohl die Sonne scheint und das schneegepuderte Draußen glitzern macht«, schreibt der nunmehr mehrfache Staatspreisträger Anfang 1993 in sein Tagebuch: »Es liegt in mir, es liegt in mir. Ich kann nur noch knapp laufen. Auch reiten kann ich nicht.«

Dazwischen liegen knapp 40 Jahre und etliche der rund 20.000 DIN A6-Seiten mit handschriftlichen Notizen aus dieser Zeit. Seine Tagebücher waren Strittmatters »kleines Zuhause«, wo er verwahrte, was in seinen Romanen nicht einmal zwischen die Zeilen gepasst hätte, und in das er sich flüchtete, wenn ihm die Zustände in seinem großen Zuhause über den Kopf wuchsen.

Den nahenden Tod vor Augen, den er von fernöstlicher Philosophie inspiriert »die Verwandlung« nennt, verfolgt er in seinem ländlichem Refugium, wie die einst Leben spendende Sonne ihre Schöpfungen verwirft: »Das Laub fällt leise, Blatt für Blatt, als hätt es die Sonne von den Ästen gestoßen.«

Strittmatters Bücher über seinen Weg aus dem kleinbürgerlichen »Laden«, den er in seiner erfolgreichen Trilogie beschrieben hat, zum Volksschriftsteller und Junker von Schulzenhof sind Dokumente ei-

ner Selbstherrlichkeit, die bei allen Privilegien und Erfolgen doch auf Kosten seiner Familie ausgelebt wurde. Seine späten Tagebücher aber sind auch, und bei allem Selbstmitleid, Zeugnisse eines Alterns zum Tode, mit allen Gebrechen, Ängsten und Torheiten.

»Zum Schluss stirbt ein Alter, und zwei Junge heiraten sich«, hat Theodor Fontane seinen Roman *Der Stechlin* zusammenfasst. Bei allen Irrungen und Wirrungen der Zeitläufte, scheint

es bei ihm doch immer noch irgendwie weiter zu gehen, auch wenn auf dem Rondell der alten Briests am Ende keine Sonnenuhr, sondern das Grabmal ihrer Tochter Effi steht.

Mit lakonischer Ironie hat Fontane auch den Enthusiasmus seiner Jahre als junger Dichter »von Zwanzig bis Dreißig« beschrieben. Etwa, wie er sich in den Berliner Märzwirren von 1848 zu revolutionärem Furor aufschwang. Inmitten von Barrikadenbauern seien in seinem Gemüt »plötzlich allerhand Balladen- und Geschichtsreminiszenzen lebendig« geworden, »darunter dunkle Vorstellungen von der ungeheuren Macht des Sturmbläutens«. Wohlan, die Georgenkirche war nur 50 Schritte entfernt, aber was dann folgte war kein Balladenstoff, sondern mutet wie eine protestantische Schrumpfverson von Kafkas »Vor dem Gesetz« an: »Natürlich war die Kirche zu – protestantische Kirchen sind immer zu.« Und sie blieb hier auch zu, weil Fontane sich an dem Holzpfehl, mit dem er die Kirchenpforte einrennen wollte, verhub.

Manchmal freilich erlischt in diesen kurz vor Fontanes Tod erschienenen Jugenderinnerungen eines alten Mannes jener milde Schein aus heiterer Selbstironie, den die vielen Jahre, die seitdem vergangen waren, darüber gelegt hatten. Da erinnert sich Fontane an eine kleine Tochter seines Leipziger Arbeitgebers: »Eine gütige, ganz humoristisch gestimmte Seele sprach

Der Abgrund der Zeit

aus ihren klugen Kinderaugen. Sie übermittelte die jedesmaligen Wünsche der Schwestern und wandte sich dabei zumeist an mich, nicht weil sie mich für den Bestimmbarsten gehalten hätte, sondern weil ich sie am meisten amüsierte, was wohl mit meinem damals noch ganz unverfälschten Berlinertum zusammenhing. Sie verstand es oft nicht; aber meine ganze Art zu sprechen, vielleicht auch der Klang der Stimme, war eine stete Erheiterung für sie.«

Dann aber muss dem Schreibenden aufgegangen sein, welch ein Abgrund aus Zeit längst zwischen ihm und jenem Mädchen klafft, und er schließt fast brüsk und ganz und gar unfontanisch mit einer Fürbitte: »Hoffentlich ist sie glücklich geworden.«

Man könnte diese Fürbitte mit einem Vortragstitel des japanischen Literaturnobelpreisträgers Kenzaburo Oe als »Gebet eines Ungläubigen« bezeichnen, dessen Hoffen nicht weiß, woran es sich halten soll. In der Geschichte seiner Familie, um die seit der Geburt seines behinderten Sohnes Hikari im Jahre 1963 fast sein gesamtes Werk kreist, porträtiert Oe auch zwei Männer, denen er einen »rechtschaffenen Humor« zuschreibt: Den Neurologen Dr. Moriyasu, der sich bis zu seinem Tod sehr einfühlsam um Hikari gekümmert hatte. Und den Spezialisten für die Geschichte des Christentums in Japan, Dr. Mikio Sumiya, mit dem ihn sein Kampf gegen Atomwaffen zusammengebracht hatte. Der eine sei gläubig, der andere sei ungläubig gewesen, doch beide hätten dieselbe Schule besucht, und Oe hat den Eindruck, durch den Kontakt mit solchen Menschen seien auch er und sein Sohn durch die »Schule des ›rechtschaffenen Humors‹« gegangen.

»Als ich ihn zum ersten Mal sah, sah es so aus, als hätte er zwei Köpfe«, beschreibt Oe im Roman *Stille Tage* seinen Erstgeborenen, dem die Ärzte auch nach einer lebensrettenden Operation nur ein »pflanzenhaftes« Dasein prognostizierten. In seiner Familiengeschichte, zu der der S. Fischer

Verlag jetzt anlässlich Oes 80. Geburtstag die Bände *Familie in Genesung* (1995) und *Lose Bande* (1996) zusammengefasst hat, schrieb der damals 60-Jährige über seine Scham, gezögert zu haben, dem Eingriff zuzustimmen: »Manchmal denke ich, dass, sollte es ein höheres Wesen geben, ich ihm allein aufgrund dieser Tatsache nicht offen ins Gesicht werde sehen können.«

Hikari aber bewies schon als Baby ein feines Gespür für Klänge, zunächst für Vogelstimmen, dann für klassische Musik, und seine *Genesung des Humanen* Kompositionen werden inzwischen von namhaften Musikern in Konzertsälen wie der Tokioter Suntory Hall aufgeführt. Dort hielt Oe eine kleine Ansprache: »Die Musik unseres Sohnes Hikari, die Sie heute hören werden, stammt von einem Menschen, der noch nie geweint hat. Und der nicht träumt.« Und der sich mit dem Sprechen schwer tue. Wenn man etwas sprachlich erzähle, müsse man »den Strom der Zeit berücksichtigen, also Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft«, und das könne Hikari nicht mit Worten. Doch mit seiner Musik gelinge ihm das »auf so lebendige Weise, dass er bei seinen Zuhörern eine stille Vertrautheit erweckt, an der Geschichte teilzuhaben.«

In Hikaris Musik höre er eine Seele heulen, sagte Oe in der Suntory Hall: »Vielleicht sollte ich genauer davon sprechen, dass es die heulende Stimme einer dunklen Seele war. Träumte Hikari solche Träume? Oder stellte er sich, falls er noch immer nicht träumte, so Träume vor?«, fragt der Schriftsteller, der erlebt hat, wie sein Sohn in seiner Musik etwas ausdrückte, was er nicht in Worte fassen konnte: »Könnte Hikari nicht komponieren«, schreibt Oe, »hätten meine Familie und ich wahrscheinlich nie von all den zarten Dingen erfahren, die tief in seinem Inneren wie in einer Kiste verschlossen liegen.«

Hier scheint etwas gelungen, was Oe als Genesung seiner Familie und im weiteren Sinn – in Bezug auf Menschen, die sich

um die Atombombenopfer von Hiroshima bemüht haben – als »Genesung des Humanen« bezeichnet.

Den Humanismus, so Oe, habe sein Lehrer an der Tokioter Universität, der Spezialist für die französische Renaissance Kazuo Watanabe, einmal folgendermaßen definiert: »Nicht zu viel Verzweiflung, nicht zu viel Hoffnung.« So ließe sich Kenzaburo Oes Werk vielleicht auf die Formel bringen, der Hoffnung auf Erlösung so nahe zu kommen, wie es einem Ungläubigen möglich ist.

Als Hikari noch ein Kind war und krank habe er den Eindruck erweckt, »seinen fiebrigen Körper anzuflehen, ihn möglichst schnell von der physischen Qual und der Angst zu erlösen«, berichtet Kenzaburo Oe. Die Wesen der Erde, so schreibt er angelehnt an die Gedichte eines William Blake, »werden im Land der Trauer und des Wehgeschreis mit für Krankheiten anfälligen Körpern geboren«. Und jenes Trauer- und Wehgeschrei, das seinerzeit auch seinen an Krebs sterbenden Bruder umgeben habe, bilde den »Grundton der Welt«. Zum Glück jener gütigen, ganz humoristisch ge-

stimmten Kinderseele, die zu Fontane einst aus »klugen Kinderaugen« sprach, gehörte wohl auch, dass sie diesen Grundton noch nicht kannte. Den qualvollen Tod seines Bruders vor Augen erinnert sich Kenzaburo Oe nämlich auch: »Doch als fürchteten wir uns nicht davor, haben wir seit unserer Kindheit zusammen gelacht und gesungen.«

Während Fontanes Effi Briest dem künftigen Mann ihrer Nemesis schon gegenübersteht, versucht eine ihrer Spiegelgefährtinnen sie noch einmal in jene Kindheit zurückzurufen: »Effi, komm.« Doch die Zeit des gemeinsamen Singens und Lachens ist vorbei.

Theodor Fontane: Von Zwanzig bis Dreißig, Große Brandenburger Ausgabe. Aufbau, Berlin 2014, 967 S., 58 €. – *Kenzaburo Oe: Licht scheint auf mein Dach. Die Geschichte meiner Familie (Aus dem Japanischen von Nora Bierich). S. Fischer, Frankfurt/M. 2014. 296 S., 19,99 €.* – *Erwin Strittmatter: Der Zustand meiner Welt. Aus den Tagebüchern 1974-1994 (Herausgegeben von Almut Giesecke). Aufbau, Berlin 2014, 623 S., 24,95 €.*



Ulrich Baron

ist Literaturwissenschaftler und arbeitet als Kritiker und freier Publizist in Hamburg.

ulrich.baron@t-online.de

Johano Strasser

US-Marines im Irak

Amerikas schmutziger Krieg gegen den Terror

»Wir erschossen Hunde. Nicht nebenbei, sondern gezielt. Das nannten wir »Operation Scooby«. Ich mag Hunde, also musste ich viel darüber nachdenken. Beim ersten Mal passierte es instinktiv. O'Leary sagt: »Mann!«, und ich sehe einen dünnen, brau-

nen Hund, der Blut aufleckt wie Wasser aus einem Napf. Es war zwar kein amerikanisches Blut, aber da steht der Hund und leckt es auf. Das ist wohl der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen bringt, und von da an sind Hunde Freiwild.«